Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 2

Artikel: Die Hirten von Rotta [Fortsetzung]
Autor: Renker, Gustav
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633612

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Hirten von Rocca

ROMAN VON GUSTAV RENKER

Schluss

„Ich glaub's nicht, Beni."

Auf schnellt er, als wolle er mich anspringen. „Geht selbst! Sprecht auch!"

Ich schüttle nur den Kopf.

„Dann geh ich!" Blau gleißt es in seiner Hand.

Und ich sage gar nichts — das muß er doch verstehen! Muß wissen, warum ich mich abwende und wieder zu meinem Tisch gehe.

Ich glaube, er wird etwas sagen — aber nur schwere Atemzüge rauschen.

Dann klappt die Türe zu. Die Treppe hallt. Und ich lausche, ob die Haustüre knarrt — nein, alles still. Mir ist bange zumute. Es ist noch eine Pforte, die zumeist offen ist, hinten hinaus zum Stall.

Klangen nicht Schritte? Nein, an den Hängen des Monte Croce löste sich ein Erdrutsch. Die Berge leben, das Wasser drang in ihre Risse und Schrunde, schwer Lastendes verschiebt sich, 'ritt aus Jahrmillionen alter Ruhe den Weg zur Tiefe an.

Der Sonnenfleck über der Schlucht fließt auseinander wie eine Wasserpfütze, immer breiter klafft das Loch in den Wolken.

Was werden sie sagen auf dem Dorfplatz, da der Pfarrer nicht da ist? Werden sie's verstehen? Tu ich recht, daß ich hier blieb, in einem Buche lesend? Was lese ich eigentlich, die Ohren zugepreßt, den Atem heiß über bedruckte Blätter hinfegend? Jetzt merke ich's erst — verkehrt habe ich ein belangloses Buch hingelegt. Die schwarzen Lettern tanzen, nein, mein Blut wallt — mein junges Blut. Aufschreien möchte ich, hinausrennen, eifern und streiten.

Nein, das soll nicht sein. Aus den Herzen muß die Befreiung kommen, nicht aus dem Rausch flammender Worte. Wenn sich jetzt nicht in grünen Sprossen aufhebt, was ich so lange eingewurzelt habe, dann — Johannes Sartoris, dann bist du fehl am Ort. Bist kein Hirt den Hirten von Rocca.

Schlägt eine Uhr die zwölfte Stunde? — es ist doch hellheiterer Nachmittag jetzt, da die Sonne aus den Wolken trat. Nein, die alte Treppe schallt, es sind keine schweren Schritte. Der Beni geht nicht so und nicht der Allmen.

Etwas fliegt, schwebt zu mir.

„Du! — Bist du endlich gekommen!"

Sie hängt an meinem Hals als wären wir ein Körper.

„Es ist genug. Bis hierher bin ich mitgegangen. Jetzt ist's genug."

Ich streichle das schwarze, zerflatterte Haar. „Du darfst ihn nicht verlassen, Nina. Es wird ein böses Aufwachen geben. Da braucht er sein Kind."

Sie sieht mich verständnislos an. „Und du — brauchst du mich nicht? Wenn zusammenbricht, was du aufgebaut hast?"

Mein Blick geht über sie hinweg zu den Bergen. „Es wird nichts zusammenbrechen."

Da löst sie sich von mir, tritt einen Schritt zurück. „Johannes Sartoris! Wie du jetzt in die Ferne gesehen hast — da habe ich an den Propheten gedacht, der den Feuerwagen erblickt hat."

„Ich bin kein Prophet, Liebes! Ich bin nur ein Kind, das an ein Wunder glaubt."

„Ein Wunder! Welches sollte diesen stählernen Willen brechen?"

Es ist wieder still um uns. Sie hat sich neben mich in den Lehnstuhl gesetzt, die Hände im Schoße verkrampft.

Einmal dringt vom Dorfplatz her ein Stimmenbrausen — da zuckt sie zusammen.

„Ich halte es nicht aus in dieser Enge. Ich muß ins Freie. Komm, geh mit mir etwas der Höhe zu — zur Todmatte, wo wir uns das erstemal sahen."

„Nicht einmal den Wunsch kann ich dir erfüllen. Ich habe den Männern am Dorfplatz sagen lassen, daß ich hier sei und warte, wenn sie meiner bedürfen. Kann sein, daß mich doch ihrer welche rufen. Dann, nur dann trete ich ihm entgegen."

„Sie rufen dich nicht."

„Ob ja oder nein — ich kann nicht fort. Und wenn sie mich rufen, wie wäre das dann? In dieser Stunde hat der Pfarrer einen Spaziergang mit seiner Liebsten gemacht! Das begreifst du doch?"

„Ich begreife nur eines, daß ich es hier nicht aushalte — ich ersticke hier. Und daß ich nicht auf dem Dorfplatz sein kann — dort frißt sich mir Eis ins Herz. Ich gehe allein —"

„Warte noch!" halte ich sie zurück. „Es ist noch einer, den es drin und draußen nicht leidet. Einer, der hin und her gerissen wird." Ich schreite zur Türe, die Treppe hinab.

Ja, ich hatte es doch gewußt. Beni sitzt in seiner Stube, das Messer vor sich, und stöhnendes Schluchzen erschütterte den verkrüppelten Körper. „Beni, du solltest mit jemand ins Freie gehen, die Berge ansehen — mit der Tochter des Gian Padrutt!"

Es reißt ihn um wie ein Blitzschlag. „Höhnt Ihr mich in dieser Stunde?"

„Nein, ich meine es wie ich spreche."

Nina steht im Türrahmen. Sie sieht Beni, sieht die Waffe und sieht ein verzerrtes Gesicht wie die Grimasse eines häßlichen Wurzelzwerges.

Ich stehe zwischen beiden — es wird plötzlich dunkel, eine Wolke ist über die Sonne gefahren. Und da es wieder hell ist, ist die Türe leer. Nina ist fort.

Beni duckt sich unter meinem Blick.

„Ich zwinge dich nicht."

Nun bin ich wieder in meiner Stube. Allein, noch mehr allein als früher. Habe ich Nina auch verloren?

Die Haustüre fällt zu — da trat jemand auf die Gasse.

Ja, Beni ist fort, seine Stube ist leer. Aber noch etwas ist fort — das scharfe Eisen! Nun durchrieselt mich Grauen. Habe ich zu kühn gespielt, zu sehr vertraut? Es heißt: du sollst Gott nicht versuchen.

Starr bin ich in dem düsteren Raum, leises Rascheln klingt aus dem Käfig, totes Getier an den Wänden sieht mich aus gläsernen Augen an. Fertige oder halbvollendete Schnitzwerke sehen in dem Dämmern der kleinfenstrigen Stube wie Phantome aus. Hat Beni in der letzten Zeit keinen gütigen Christus, keine leidvolle Gottesmutter mehr geschnitzt?

Nein, ich sehe nichts. Tiere, Blumen, einige Faunsgestalten und da — fast hätte ich aufgeschrien! das Antlitz des Gian Padrutt!

Aber als Totenmaske. Die Augen geschlossen, das Gesicht im Krampf verzerrt.

Der Haß ist ein ebenso großer Künstler gewesen wie Liebe und Glaube, die einmal Benis Schnitzmesser führten.

Oh, nun öffnet sich unter mir ein Abgrund, nun bricht es zusammen. Was denn? Das törichte Vertrauen auf das Wunder der Liebe, jedes Hoffen, jedes Lichtahnen.

Ein blinder, verzückter Tor war ich, der glaubte, daß Blumen sprossen würden, wo ewig harter Granitboden war.

Nun bin ich auf der Gasse, der laue Föhnwind schlägt mir ins Gesicht, die Häuser scheinen seltsam verzerrt, neigen sich zueinander, klaffen wieder auseinander — wie durch einen Kreuzweg taumle ich.

Wohin?

Einige Schritte empor, zu den letzten Hütten über der Rondinaschlucht. Dort drüben öffnet sich der Dorfplatz — da sehe ich sie nun. Auf Sagböcken, Holzstämmen und Türsteinen sitzen sie, etliche stehen, über ihnen aber ragt, an die Wand von Werlens Haus gelehnt, der schwarze Gian.

Es sieht aus, als würden sie ganz ruhig sprechen, nur selten geht eine Bewegung durch die Körper. Alles sehe ich. Auf dem Hügel, dort wo der Alpweg beginnt, kauert ein anderer, abseits den vielen. Sitzt allein, unbeweglich wie ein Baumstrunk.

Ich sehe seine Augen nicht, aber ich fühle sie — sie müssen brennen wie das höllische Feuer. Ich höre die Schläge seines Blutes nicht, aber es rauscht doch in mir — wie entfesselte Lava eines Vulkanes.

Schreien möchte ich und kann es nicht.

Meine Blicke taumeln ab, irgendwohin. Da stehen die Berge, da fließt das Gold des Weltalls über die Vergine, da blüht es in den Wänden wie Schleier von Rosen, da funkelt es von den Graten wie Kronen von Silber.

Da — hebe ich meine Augen zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt.

Und die Berge sprechen.

Aus Urtiefen, die nie eines Menschen Blick sah, geht dumpfes Grollen, wächst langsam an, die Erde bebt.

An den Hängen der Vergine wird es lebendig, was seit den Tagen der Schöpfung ruhte, quillt vor, drängt sich ans Licht.

Felsen neigen sich, donnernd und brausend stürzt ein Strom von Stein und Schlamm, von Erde und Wurzeln nieder.

Die Rüfe kommt, der braune Wurm niederprasselnden Gesteins. Zuerst fährt er nieder wie Gottes Feuerstrahl, dann windet er sich langsamer, aber zäh und grausam gleitend den Hang hinab.

Und auf diesem Hang — auf den Windungen des Alpweges — barmherziger Gott im Himmel! Ein Menschenkind läuft, rast nieder, um dem rasselnden Drachen zu entrinnen.

Ich schreie es auf, wie ein Echo kommt es von drüben, die ruhigen Statuen auf dem Dorfplatz sind plötzlich eine durcheinanderwimmelnde Ameisenmasse.

„Nina!"

Eine Stimme schleudert sich über die andern empor, eine Stimme, die ich bisher nur kalt wie Stahl erklingen hörte. Jetzt hat ein Herz aufgeschrien, so angstvoll und flehend aufgeschrien, als ob in diesem Ruf ein Springquell heißen Blutes emporgezischt sei.

Gian Padrutt verschwindet in der Gasse, taucht hinter den Häusern auf, rennt nach oben. Ich jage ihm zu, in der gleichen Richtung, einige Minuten lang verdecken uns Scheunen und Buschwerk den Blick.

Wir stoßen fast zusammen, laufen nebeneinander weiter — da wird die Sicht wieder frei.

Und wir taumeln zurück, stehen Schulter an Schulter.

An einem Felssporn hat sich die Rüfe geteilt, ist unten wieder zusammengeflossen. Heulend und donnernd stürzen die ersten Massen in die Rondinaschlucht.

Auf der Insel aber zwischen den beiden Armen steht Nina — ganz still, unbeweglich. Wie mächtige Scheren rücken die beiden Ströme näher, immer kleiner wird die Insel von graugelbem Herbstrasen und schwarzen Krummholzbuschen. Bis wir dorthin kommen, hat sich der zentnerschwere Strom über derjenigen geschlossen, die uns beiden das Liebste auf der Welt ist. Mir und dem Mann neben mir, in dem jetzt alles Freie, Wilde, Herrschende, Starre zusammensinkt. In dem nur eines bleibt, ein armseliges Flehen, Betteln und Jammern.

„Nina — Nina — Nina —!" Wie ein Gebet kommt der Name über seine Lippen, bald leise rieselnd, bald hinausgeschrien in die herzlose Ferne.

Dann aber — jetzt aufjauchzend, beschwörend!

Denn da oben ist ein Mensch. Ja, einer, der vordem lauernd saß und wartete — auf was wartete? Eine verkrümmte, kleine Gestalt, wie ein Kobold zappelte er den Hang hinauf. Nun ist er am Rand der Rüfe.

Nein, es ist nicht möglich! Nur einer, der sein Leben fortwerfen will, kann sich in den rasselnden Strom von Felstrümmern und entwurzelten Baumstämmen wagen. Nur ein Lebensmüder oder — einer, der alles wagen will für ein Menschenkind, das liebstes Erdengut seines Feindes ist.

Ein vielstimmiger Schrei jener, die schaudernd zusehen: Beni ist in der Rüfe verschwunden. Nein, er tanzt auf ihr wie ein Trunkener, kämpft um das Gleichgewicht auf einem niederschiebenden Felsblock. Schnellt sich von ihm zu einem Wurzelklotz, der halb aus der Rüfe ragt. Von da wieder auf eine Steinplatte. Unter ihm malmt der Tod, dumpf knirscht und kracht der Erdstrom, als ob Knochen zerprasseln würden. Gierige Mäuler aus schmutzigbrauner Lehmflut tun sich auf, schließen sich schmatzend.

Ueber diesem Grauen seiltänzert Beni Julen.

Jetzt springt er auf das Inselchen, das schon ganz schmal geworden ist, reißt Nina aus ihrer todbereiten Starre auf, zieht sie an der Hand mit sich.

Das Furchtbarste kommt: der Rückweg zu zweien. Ich höre ein Stöhnen neben mir. Gian Padrutt ist zusammengesunken. Er, dem es ein Spiel war, dem Tod ins Auge zu sehen, kann nicht hinblicken. Die Hände hat er vor die Augen geschlagen, und Tränen fließen über die Wangen.

Gian Padrutt weint. Aber dieses Weinen ist ein Gebet. Krachend schließen sich die Kiefern des braunschillernden Drachen, die Insel ist nicht mehr. Aber am Rand des mählich stokkenden Stromes, auf einem kleinen Hügel, steht Nina Padrutt, und vor ihr, zusammengesunken, liegt ein Häuflein Mensch. Ein Windstoß entfaltet ihr Haar, und der Sonne scheidendes Licht überglüht die zwei wie ein fremdartiges Traumbild.

* * *

Das ist die Stunde, da Gian Padrutt Rocca verläßt. Die Berge haben ihren König verloren. Vor dem Hause stehen die Hirten und schweigen das Weh des Abschiedes in sich hinein. In den Hütten aber sind Mütter und Frauen, die atmen auf. Das Spiel mit dem Tod ist vorbei, die Unterwelt der Grenzgrate wird nicht mehr das Tappen schwerer Schritte hören, nur das Ticken der Tropfen wird von Ewigkeiten zu Ewigkeiten schlagen.

Gian Padrutt ist äußerlich derselbe geblieben, der er war; nur an seinen Entschlüssen merkt man, welche Furchen jene Stunde in ihm gerissen hat.

Wir bangten vor dem Augenblick, da er an Benis Krankenlager treten würde, dem beim letzten Schritt aus der Rüfe eine Steinkante den rechten Knöchel zerschmettert hatte. Lange sahen sich die beiden an, dann hob sich Beni mit den Armen höher und meinte: „Ja, es ist schon so — wenn ich mit den Padrutts was zu tun hab, dann krieg ich eins ab. Und zumeist erwischt es die Füße."

Padrutt erwiderte nichts, er ließ sich in dem Stuhl neben Beni nieder. Es war seltsam, wie seine Hand zögernd, ganz langsam über die Bettdecke kroch, den Händen Benis zu, die

dort lagen. Es schien uns, als ob Stunden vergingen, bis sie beisammen seien. Aber dann lagen sie ineinander. Das war Padrutts Dank und Bitte um Verzeihen.

„Ich verlasse Rocca", sagte er endlich. Dann, als ringe sich ein Bekenntnis los: „Du — gerade du — hast mein Kind gerettet."

„Eh was! Wenn just kein anderer da ist!"

Beni drehte sich um, als sei er böse. Dabei hatte sich der verletzte Fuß etwas bewegt; der Kranke pustete und sagte: „Chaibe Scheiche!" (Verdammter Haxen.)

„Ich gehe weit fort."

„Je weiter, desto besser!" sagte Beni mit entschiedenem Mangel an Höflichkeit. „Früher oder später hätte Euch der Schuppli erwischt. Der hat seine Netze gar fängisch gestellt."

Einen Augenblick brach der frühere Padrutt durch — ein hochmütiges Lächeln trat in das schöne, düstere Männerantlitz. „Das wäre meine Sorge gewesen."

„Und die armen Leute, denen es dabei so ergangen wäre wie dem Josap Werlen — das wäre auch Eure Sorge gewesen?" Beni schien offenbar Lust zu haben, eine Moralpauke zu halten.

Ich trat vor. „Laßt, Beni. Es liegt hinter uns."

„Ich sag eh nix", murrte er.

„Ich gehe weit fort", sagte Padrutt mit eintöniger Stimme, die schon in unbekannte Fernen vorauszueilen schien. „In Europa leidet es mich nicht — jetzt noch nicht. Vielleicht später, wenn ich ein alter Mann sein werde. Ich gehe nach Afrika, will dort Menschen und Tiere studieren und darüber schreiben."

Das fuhr wie ein frisches Lüftchen über Beni: „Herrjeh, nach Afrika! Ihr seid aber gescheit, Herr Padrutt. Wenn ich so viel Geld hätte wie Ihr, wäre ich schon längst nicht in dem Felsennest hocken geblieben, sondern in fremde Länder gegangen."

„Du sollst ja mitkommen, Beni!" sagte Padrutt mit so leerer Stimme, als spräche er in die Luft.

Beni riß es auf, er starrte Padrutt an, lachte dann gezwungen. „Daß Ihr Scherze macht, hätt ich nie gedacht."

„Ich mache keinen Scherz, Beni. Ich brauche einen Menschen, der treu ist und gut, der tapfer ist und —"

„wie eine Ente wackelt, wenn er läuft", giftelte Beni. „Redet keinen Unsinn. Ich kann nicht einmal mehr die Vergine erklettern." Dann setzte er weicher hinzu: „'s ist ja schön, Herr Padrutt, Ihr meint es gut von wegen der Sache in der Rüfe. Aber gellet, davon reden wir nicht mehr! Aber seht mich an, wie ich bin —"

In Padrutts Gesicht arbeitet es mächtig. Ich verstand ihn — er war keiner, der bitten und drängen konnte. Aber ich verstand noch eines: nicht aus Dankbarkeit, nicht um etwas gut zu machen, war seine Aufforderung gekommen. Wenn er Beni mitnahm, so suchte und fand er gewiß in ihm den Mann, der zu ihm stand, mit dem er alles Erleben und jede Gefahr teilen konnte, suchte den Freund, dessen er nun bedurfte, da das Eis der Einsamkeit um dieses stolze Herz gebrochen war.

„Beni!" sagte ich, „Herr Padrutt meint es ernsthaft. Wir haben es schon besprochen. Im Urwald gibt es keine Vergine, die zu erklettern ist. Dort braucht man keinen Bergführer. Und wie Ihr laufen könnt — nun, das habt Ihr in der Rüfe bewiesen. Der Knöchelbruch ist in einigen Wochen geheilt. Vor dieser Zeit könnt Ihr doch nicht abreisen. Es ist noch so viel zu erledigen." Leise preßte sich Ninas Arm an meinen — unsagbares Glück war in dem Zittern dieser kurzen Bewegung. „Sagt ja, Beni — das kann Euch doch nicht schwer fallen."

Er sagte nicht ja. Er lag in seinen Kissen, die Hände auf der Brust zusammengelegt und blickte mit strahlenden Augen zur Decke auf. „Afrika!" flüsterte er: „Afrika!" Wie ein Kind, das von Weihnachten träumt.

Leise zog ich Nina aus der Stube. „Komm! Die zwei brauchen uns nicht. Die wachsen jetzt schon von selbst zusammen zu einer Lebensgemeinschaft."

Wir traten ins Freie. Der Tag war ein Lied von Licht und Sonne. Grün war die frühlingswarme Tiefe, die Berge standen wie weiße Marmorgötter. Die Erde von Rocca erwachte. Ihr Boden dampfte in der heißen Sonne, und an den Hängen waren die kleinen Aecker schon in Furchen gerillt. Ein Bauer ging dort und warf die Saat aus. Karg ist die Scholle, und Steine drängen sich in die Ackerkrume.

Aber der Eispanzer ist gebrochen, der Boden atmet tief und geheimnisvoll dem Samenkorn entgegen.

Mit dem Weib, das meinen Weg teilen will, gehe ich durch die Felder, grüße die Menschen mit Harke und Pflug.

Und ich weiß, daß auch meine Saat hier zur schwellenden Frucht reift.

— Ende. —

Marionetten

Gestern lagt ihr in des Schnitzers Händen,
Kühles unbeseeltes Holz,
Heut' bewegt ihr euch an allen Enden
Heiter, demutvoll und stolz.

Kluge Finger ziehen eure Fäden
Und ihr lebt ein holdes Spiel,
Wurdet Harlekin und Colombine
Schluchzt und lacht und redet viel.

Tiefe Geigen singen eure Wehmut
Und der Mond prangt himbeerrot,
Klappernd fällst du, Harlekin, zur Erde,
Seufzest leise — und bist tot.

Klatschen reißt euch wieder hoch, und zuckend
Neigt ihr euch dem Publikum,
Und wir schauen eure starren Mienen,
Grell bemalt und ewig stumm.

Alle ruht ihr morgen eng im Kasten,
Arm und Beine wirr verschränkt, —
Doch wir denken in des Tages Hasten
An den Traum, den ihr geschenkt . . .

Richard B. Matzig.